

1. Einleitung: Antiamerikanische Vorurteile als gesellschaftliches und theoretisches Problem

Antiamerikanische Vorurteile sind ein gesellschaftliches Problem. Spätestens seit den Anschlägen des 11. September 2001 hat das Thema einen prominenten Platz in öffentlichen Diskursen eingenommen. Das Ausmaß der terroristischen Gewalt, der an diesem Tag nahezu 3000 Menschen zum Opfer fielen, machte den Zusammenhang von antiamerikanischem Vorurteil und menschenfeindlicher Gewalt schlagartig klar. Doch die Diskussionen um Antiamerikanismus, die auf die Anschläge folgten, beschäftigten sich nicht nur mit den Taten der Terroristen. Als antiamerikanisch wurden auch bestimmte Erklärungen und Rechtfertigungen der Anschläge sowie Proteste gegen die von den USA geführten Militäreinsätze in Afghanistan und Irak oder das amerikanische Gefangenenerlager in Guantanamo Bay bezeichnet.

Unabhängig davon, ob diese Antiamerikanismusvorwürfe im Einzelnen berechtigt waren, lässt sich zunächst festhalten: Um als antiamerikanisch gelten zu können, muss eine Handlung offenbar nicht Amerikanerinnen und Amerikaner¹ mit dem Leben bedrohen. Es besteht vielmehr, wie bei vielen anderen Vorurteilsformen, ein stärker vermitteltes Verhältnis zwischen Gewalt und Vorurteil. Die Art dieser Vermittlung ist aber alles andere als klar und konsensuell festgelegt, wie auch das folgende Beispiel nahelegt: Als im Sommer 2013 wöchentlich neue Meldungen über die Überwachungsmethoden des amerikanischen Geheimdienstes NSA erschienen, wies der damalige Innenminister Hans-Peter Friedrich die Skandalisierung der Vorfälle als „Mischung aus Antiamerikanismus und Naivität“ zurück (vgl. Zahn 2013). Diejenigen, gegen die er sich damit wandte, hatten freilich keine amerikanischen Staatsangehörigen bedroht, sondern die USA pauschalisierend bspw.

1 Mit Amerika bzw. Amerikanerinnen und Amerikanern sind in dieser Arbeit immer die USA und deren Bevölkerung gemeint bzw. deren Wahrnehmung in den Augen der Untersuchungsteilnehmenden.

als „digitale Besatzungsmacht“ (F.A.Z. 2013) bezeichnet. Dass sich in diesen Sprechhandlungen nicht dieselbe Amerikafeindschaft ausdrückte, die die Täter des 11. September motivierte, dürfte Friedrich durchaus bewusst gewesen sein. Worauf bezog er sich dann aber mit seinem Antiamerikanismusvorwurf? Was hatten die gegen amerikanische Geheimdienstpraktiken Protestierenden getan, das diese Klassifikation begründete und, umgekehrt betrachtet, was tat Friedrich, als er den Terminus Antiamerikanismus in dieser Weise gebrauchte?

Nach gängiger Auffassung wird als Antiamerikanismus eine feindselige Haltung gegenüber den USA verstanden, die auf einem undifferenzierten Amerikabild beruht. In diesem Sinne verwendete wahrscheinlich auch Innenminister Friedrich den Terminus. Angesichts mancher Protestausdrücke mag man dies als gerechtfertigt ansehen. Zugleich ist aber auch die Empörung Vieler nachvollziehbar, die ihre Kritik amerikanischer Abhörmethoden zu Unrecht als Vorurteil klassifiziert fanden. Die populäre Auffassung von Antiamerikanismus als feindseliger, irrationaler Haltung gegenüber den USA scheint bei der Vermittlung dieser beiden Positionen jedenfalls wenig hilfreich. Was für die einen legitime und notwendige Kritik an den USA ist, kommt für andere bereits als antiamerikanisches Ressentiment in Betracht. Insbesondere die gängigen Kriterien ‚Irrationalität‘² und ‚Feindseligkeit‘ scheinen zur Lösung des Disputs nur bedingt geeignet, da i.d.R. alle Beteiligten gleichermaßen beanspruchen, weder feindselig noch irrational zu handeln.

Antiamerikanismus ist also nicht nur ein gesellschaftliches Problem im Sinne menschenfeindlicher Gewalt bzw. deren Legitimation, sondern auch ein (alltags-)theoretisches. Umso wichtiger scheint es, diesem Problem mit einer sozialwissenschaftlich begründeten Kritik zu begegnen, zumal aktuelle Ergebnisse der Surveyforschung nahelegen, dass antiamerikanische Vorurteile in Deutschland weit verbreitet sind (Beyer 2014, S. 94; Beyer und Liebe 2014, S. 137; Decker et al. 2010, S. 125; Knappertsbusch und Kelle 2010, S. 150 ff.; vgl. auch Kap. 6.2). Demnach stimmt in repräsentativen Bevölkerungsstichproben rund ein Zehntel der Befragten abwertenden oder feindseligen Aussagen über ‚die Amerikaner‘ zu. Bei weniger drastischen Item-Formulierungen steigt der Anteil zustimmender Antworten teilweise auf über 50%.

Für eine sozialwissenschaftliche Antiamerikanismuskritik bildet die soziologische und sozialpsychologische Forschung, die sich um den Begriff des Vorurteils etabliert hat, einen naheliegenden Ansatzpunkt. Insofern ist es begrüßenswert, dass eine wachsende Zahl von Publikationen Antiamerikanismus im theoretischen Rahmen des Vorurteilsbegriffes bearbeitet (Berman 2008; Beyer 2014; Beyer und Liebe 2014; Ceaser 1997; Markovits 2007; O’Connor 2007b; Katzenstein und Keohane

2 Rationalität wird hierbei i.d.R. in einem sehr allgemeinen, repräsentationalistischen Sinn verstanden als Fähigkeit, reale Sachverhalte in jeweiligen Urteilen angemessen zu berücksichtigen.

2007b; Knappertsbusch 2013; Knappertsbusch und Kelle 2010). Dies gilt umso mehr, da Antiamerikanismus auch in der Forschungslandschaft zu Vorurteilen und Diskriminierung ein umstrittenes Konzept darstellt. Es gibt kaum eine Studie zu diesem Thema, die nicht mit einer Diskussion von „Definitionsproblem[en]“ einsetzt (Baethge et al. 2010, S. 367; vgl. Gulddal 2011; O'Connor 2007b). Das gesellschaftliche Problem des Antiamerikanismus ist somit zugleich ein Theorieproblem der Antiamerikanismusforschung.

Problematisch erscheint indessen die Weise, in der die existierende Literatur sich auf den Vorurteilsbegriff bezieht. Die vorurteilkritische Antiamerikanismusforschung gebraucht, so wird im Folgenden argumentiert, ein verengtes und reduktionistisches Vorurteiskonzept (vgl. Knappertsbusch et al. 2013; Dixon und Levine 2012a). Zu eng sind dessen Grenzen, weil mit den klassischen Kriterien von Feindschaft, Irrationalität und kognitivem Schematismus nur weltanschaulich konsistente, explizit feindselige Vorurteilsausdrücke erfasst werden. Reduktionistisch ist der Begriff, weil keines der darin benannten Kriterien an sich spezifische sozialtheoretische Gründe dafür gibt, warum *bestimmte* Verhaltensweisen als Vorurteil kategorisiert werden, andere hingegen, trotz vergleichbarer Ausprägung der genannten Merkmale, nicht. Diese Probleme eines „prejudice as attitude“-Ansatzes (Nelson 2002, S. 8) treten in der Diskussion um das „Definitionsproblem“ des Antiamerikanismusbegriffes bzw. dessen richtigen Gebrauch besonders deutlich hervor. Dennoch stellen sie keine lokale Verirrung der Antiamerikanismusforschung dar, sondern sie betreffen die begrifflichen Traditionslinien der etablierten Vorurteilsforschung insgesamt. In diesem Sinne richtet sich die vorliegende Arbeit einerseits gegen die Auffassung, Antiamerikanismus könne prinzipiell nicht zum Gegenstand der Vorurteilkritik werden, sei also mit Phänomenen wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus grundsätzlich nicht vergleichbar; sie argumentiert, mit einer polemischen Zuspitzung Brendon O'Connors gesprochen, gegen „the prejudice against seeing anti-Americanism as a form of prejudice“ (O'Connor 2007b, S. 19).

Zugleich ist die hier entwickelte Kritik des Antiamerikanismusbegriffes aber auch eine Kritik des Vorurteilsbegriffes insgesamt bzw. seiner konventionellen Verwendung. Ich plädiere somit für die verstärkte Berücksichtigung von Antiamerikanismus als Gegenstand der Vorurteilsforschung, möchte aber gleichzeitig eine Modifikation der theoretischen Bedingungen vorschlagen, unter denen diese Forschung operiert. Diese Modifikation betrifft in erster Linie den rhetorisch-funktionalen Aspekt vorurteiligen Sprechens (Billig 1991; Graumann und Wintermantel 2007; Wetherell und Potter 1992). Dies bedeutet zunächst, dass der analytische Fokus der Antiamerikanismuskritik sich von der Kategorisierung antiamerikanischer Dispositionen bzw. Personen hin zur Rekonstruktion antiamerikanischer Sprechakte verschiebt. Dabei wird der vorurteilige Charakter bzw. die Bedeutung solcher Sprechhandlungen von deren rhetorischer Funktion bei der Reproduktion

von Ungleichheit und Diskriminierung abhängig gemacht. Nicht die im antiamerikanischen Sprechen ausgedrückte Feindseligkeit, nicht die Stereotypie der gezeichneten Amerikabilder und nicht deren mangelnde Korrespondenz mit ‚der Realität‘ Amerikas machen es zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Kritik, sondern, dass die betreffenden Sprechweisen an der Benachteiligung und Verfolgung gesellschaftlicher Gruppen mitwirken. Mit einem Begriff Peter Bergers sind antiamerikanische Vorurteile als „Ungleichheitssemantiken“ (Berger 1989) bzw. „Ungleichheitspragmatiken“ (Sutterlüty 2004, S. 1, Herv. F.K.; vgl. auch Neckel und Sutterlüty 2005, S. 421) aufzufassen. Die diskriminierende Wirkung antiamerikanischer Vorurteilsäußerungen kann allerdings nicht direkt beobachtet werden, v.a. nicht im Rahmen der hier untersuchten Survey- und Interviewdaten. Wenn im Verlauf dieser Arbeit also von rhetorischen Funktionen, Effekten oder Wirkungen die Rede ist, so ist dies nicht in einem kausalanalytischen Sinne zu verstehen. Die hier analysierte Wirkung vorurteiligen Sprechens bezeichnet keine Relation des ‚Wenn-Dann‘, sondern eine des ‚Indem‘: Sie führt nicht unmittelbar den Nachweis, dass als Konsequenz aus den beobachteten Sprechweisen konkrete Personen benachteiligt oder geschädigt werden; sie deutet vielmehr antiamerikanisches Sprechen als Reproduktion der Differenzkonstruktionen, die solche Diskriminierung möglich machen. Der Bezug auf Diskriminierungspraxen bleibt also im Rahmen der hier durchgeführten Analysen immer eine theoretische Investition: Die vorurteilige Wirkung oder Funktion antiamerikanischen Sprechens ist eine performative, d.h. sie bezieht sich nicht auf ein aus den jeweiligen Sinnkonstruktionen kausal folgendes Handeln, sondern auf eine zusätzliche Bedeutungsebene des Gesprochenen *als* Handeln. Empirisch gezeigt wird etwa, wie ein stereotypes Sprechen über Amerika dazu gebraucht wird, eine essentialistische ethno-nationale Identität rhetorisch zu stabilisieren; ob und inwiefern diese Differenzkonstruktion in anderen sozialen Kontexten wiederum zur manifesten Benachteiligung oder Schädigung von Personen bzw. Gruppen führt, liegt außerhalb des Blickfeldes der vorliegenden Arbeit.

Dieser Bezug auf Antiamerikanismus als Moment einer „symbolische[n] Ordnung sozialer Ungleichheit“ (Sutterlüty et al. 2008, S. 28; vgl. auch Weiß et al. 2001) entsteht aber nicht aus Verlegenheit um bessere Möglichkeiten der empirischen Kausalanalyse, sondern er ist im Begriff des Vorurteils logisch angelegt: Dieser ist durch eine Spannung zwischen manifester, letztendlich leiblicher Gewalt³

- 3 Der Begriff der Leiblichkeit, der phänomenologischen und pragmatistischen Theorieströmungen entstammt, weist darauf hin, dass mit der besagten Gewalt kein ‚rein körperlicher‘ Vorgang gemeint ist (vgl. Demmerling 2011, S. 12 ff.; eine Übersicht zum Leibbegriff bzw. zur „Philosophie der Verkörperung“ bieten Alloa et al. 2012 und Fingerhut et al. 2013). Denn einerseits werden gewalttätige und vergewaltigte Körper immer in sprachlichen Bedeutungszusammenhängen *erfahren*; und andererseits verweist auch das Phänomen sprachlicher Gewalt, die ohne physische Einwirkung im engeren Sinne

und deren rhetorisch-diskursiven Bedingungen gekennzeichnet. Bevor Türen und Grenzen geschlossen, Menschen gequält und ausgebeutet werden, sagen die Verantwortlichen: ‚Sie verdienen es nicht anders, es hat seinen guten Grund‘. Zwar sind beide Momente, die diskursive Rechtfertigung und der gewaltvolle Abbruch der Diskursivität, analytisch zu trennen. Aber ohne die schädigende Tat könnten die Differenzkonstruktionen des rechtfertigenden Sprechens nicht als Vorurteil, ohne die gesprochene Rechtfertigung die Taten nicht als Diskriminierung oder Verfolgung gefasst werden. Vorurteiliges Sprechen bedeutet somit gewissermaßen ein Brechen mit der Diskursivität *in* der Diskursivität. D.h. innerhalb der Prinzipien von Dialog und Rechtfertigung wird eine Aufhebung dieser Prinzipien legitimiert oder performativ vollzogen. Deswegen impliziert zwar das Phänomen des Vorurteils ein ‚Wenn-Dann‘, d.h. es ist ohne die potentielle Kausalität von symbolischer Klassifikation und Verletzung nicht denkbar; aber es wird nicht erst in dem Moment zum Vorurteil, in dem tatsächlich unmittelbar verletzt wird. Gerade aufgrund dieser immanenten Spannung des Vorurteilsbegriffes kann sinnvoll von *performativen* Effekten antiamerikanischer Rede gesprochen werden, ohne zugleich auch einen *kausalen* Effekt in Form von leiblicher Gewalt nachweisen zu müssen. Die Kriterien des konventionellen Vorurteilsbegriffes (Feindschaft/Aversion, faktische Falschheit/Irrationalität, kognitiver Schematismus) nähern sich zwar diesem Zusammenspiel von rhetorischer Praxis und gewalttätiger Diskriminierung an und können für viele Fälle vorurteiligen Sprechens als valide Proxy-Variablen gelten. Aber sie übergehen das Problem einer gesellschaftstheoretischen Grundlage des Vorurteilsbegriffes und blenden zudem eine beträchtliche Menge von Vorurteilsausdrücken aus, die nicht den genannten Kriterien entsprechen. Dieses Versäumnis ist meines Erachtens mitverantwortlich dafür, dass die häufig beklagten „Definitionsprobleme“ des Antiamerikanismus sich so hartnäckig fortschreiben.

Die Frage, auf die einstellungstheoretische Vorurteilsbegriffe keine befriedigende Antwort geben, lautet: Was ist eigentlich das Problem, wenn jemand ‚die USA‘ oder ‚die Amerikaner‘ nicht mag? Genauer: Was ist das *spezifisch vorurteilige* Problem daran, im Vergleich bspw. zu jemandem, der die Deutsche Bahn bzw. ‚die Bahner‘ nicht mag? Diese Frage ist mitnichten als Verharmlosung stereotyper Aversionen gemeint, sondern zielt auf eine genauere Analyse des rhetorisch-praktischen Aspekts antiamerikanischer Ausdrücke: Was *tut* jemand, der sich antiamerikanisch äußert? Welche praktische Bedeutung hat es, wenn jemand Amerika ‚ablehnt‘ oder gar ‚hasst‘? Aus einer praxis- bzw. sprechakttheoretisch informierten Perspektive wird die Frage nach der Bedeutung antiamerikanischer Ausdrücke zur Frage nach der rhetorischen Funktion von Amerikabildern in bestimmten Äuße-

verletzen kann, und deren beschädigende Wirkung zudem in aller Regel in körperlichen Metaphern ausgedrückt wird, auf dieses Wechselverhältnis von Körper und Sprache (vgl. Butler 2006 S. 13 ff.; Herrmann et al. 2007, S. 17 ff.).

rungskontexten (vgl. Billig 1991; Graumann und Wintermantel 2007; Wetherell und Potter 1992). Gleichzeitig rücken feindselige oder aversive Affekte, stereotype und schematische Kognitionen, sowie die faktische Wahrheit der jeweiligen Äußerungen als Definiens antiamerikanischer Vorurteile in den Hintergrund. Entscheidend für die Kritik eines Ausdrucks *als* Vorurteil wird vielmehr, welcher rhetorische Akt mit ihm vollzogen wird. Anstatt die Frage nach einer „more precise definition of the term“ (O'Connor 2007b, S. 6) mit immer neuen Variationen über das Thema einer einstellungstheoretischen Vorurteilskonzeption zu beantworten, sollte eine qualitativ-empirisch fundierte ‚Kartierung‘ (vgl. Wetherell und Potter 1992) der verschiedenen rhetorischen Funktionen und Funktionskontexte antiamerikanischen Sprechens verfolgt werden, die zugleich ein Ausloten der gesellschaftstheoretischen Grundlagen dieser Kritik beinhaltet. Die vorliegende Arbeit versteht sich als „Landschaftsskizze[n]“ (Wittgenstein 2006, S. 231), die zu solch einer Kartierung beiträgt.

Mit der konzeptuellen Kritik des vorurteilstheoretischen Antiamerikanismusbegriffes verbindet sich aber auch eine Kritik des Antiamerikanismus selbst. Schließlich bliebe der Sinn der begrifflichen Modifikation fraglich, hätte sie keinen erkennbaren Effekt auf die empirische Beobachtung des Gegenstandes. Dementsprechend erhebt meine begriffliche Neufassung des Antiamerikanismus als „Unleichheitssemantik“ bzw. „-pragmatik“ nicht nur den Anspruch, bestehende Befunde der Antiamerikanismusforschung auf ein neues theoretisches Fundament zu stellen, sondern auch bislang unbekannte Facetten antiamerikanischer Vorurteile sichtbar zu machen. Diese anhand von Interviewmaterial rekonstruierten Sprechweisen betreffen – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – drei maßgebliche Funktionen antiamerikanischer Rede: So dient Antiamerikanismus erstens auf spezifische Weise der Konturierung und Stabilisierung nationalistischer Identitätskonstruktionen. Zweitens kann mittels antiamerikanischer Rhetorik eine Normalisierung des Holocaust bzw. des nationalsozialistischen Erbes deutscher Nationalidentität geleistet werden. Und drittens fungiert Antiamerikanismus als Mittel zur Rechtfertigung rassistischer und ethnozentrischer Differenzkonstruktionen im Kontext egalitärer Normen.

Mit keinem dieser drei Funktionskontexte betritt die Antiamerikanismuskritik völliges Neuland.⁴ Jedoch können die spezifischen Funktionsweisen, die im Ergebnis der hier durchgeführten qualitativen Empirie gezeigt werden, als bislang weit-

4 Sowohl nationale Identitätsfunktionen von Antiamerikanismus (Markovits 2007; Gulddal 2011) als auch dessen Zusammenhang mit Antisemitismus (Markovits 2005; Markovits und Rensmann 2007; Beyer und Liebe 2010; Knappertsbusch und Kelle 2010) sind bereits mehrfach diskutiert worden. Das Verhältnis von Antiamerikanismus zu rassistischen oder fremdenfeindlichen Konstruktionen beschränkt sich hingegen bislang auf wenige Anmerkungen (z.B. Berman 2008, S. 40 f.).

gehend unbeschrieben gelten. Im Licht eines performativen Antiamerikanismusbegriffes werden die vorurteiligen Funktionen antiamerikanischer Rede jenseits der gängigen Kriterien obsessiver Feindschaft, faktischer Unwahrheit und geschlossener Weltanschaulichkeit erkennbar. Diese Funktionen antiamerikanischen Sprechhandelns liegen insbesondere im Bereich der ideologischen Bearbeitung von Widersprüchen in Identitätskonstruktionen und normativen Orientierungen. Dabei wird unter Ideologie nicht ein deskriptiv oder moralisch schlechthin falsches Denksystem verstanden – eine solche kategorische Zurückweisung des Antiamerikanismus ließe sich überhaupt nicht als Kritik im engeren Sinne verstehen, wie in Kapitel 4.5 erörtert wird. Ideologie meint hier vielmehr das *latente* Bearbeiten von Widersprüchen in den Identitätskonstruktionen und normativen Orientierungen der antiamerikanisch Sprechhandelnden. So können Amerikastereotype etwa dazu gebraucht werden, eigene rassistische oder fremdenfeindliche Differenzkonstruktionen mit egalitären Normen in Einklang zu bringen. Hierbei wird der Widerspruch zwischen ethnozentrischer Diskriminierung und dem Ideal „ethnischer Gleichheit“ (Sutterlüty 2011) ideologisch aufgehoben, indem man sich bspw. von ‚amerikanischem Rassismus‘ distanziert. Der Protest gegen den Rassismus der ‚kultur- und wurzellosen Amerikaner‘ wird so zum Ausdruck einer ethno-nationalen Weltsicht, in der ‚Kultur‘ als Code für eine ursprüngliche, nationale Abstammungsgemeinschaft fungiert (vgl. Kap. 7.4).

Die vorliegende empirische Studie verdankt ihre Ergebnisse zu einem guten Teil der Adaption von Erkenntnissen der rhetorischen bzw. diskursiven Psychologie (Billig 2012; Billig 1991; Martin 2013; Martin 2010; Wetherell 2012; Wetherell und Potter 1992), einer wissenssoziologisch bzw. praxistheoretisch orientierten Theorie des Ethnozentrismus und Rassismus (Nassehi 1997b; Nassehi und Richter 1996; Neckel und Soeffner 2008; Neckel und Sutterlüty 2005; Sutterlüty und Neckel 2012; Sutterlüty 2010; Weiß 2013; Weiß et al. 2001) sowie des Antisemitismus (Holz 2005; Holz 2001; Schäuble 2012; Scherr und Schäuble 2006). Diese Anknüpfungspunkte ergeben sich nicht nur aus der theoretisch-methodologischen Nähe der genannten Ansätze zum hier gebrauchten Begriffsmodell, sondern sie hängen auch eng mit einer der zentralen Fragestellungen der vorliegenden Arbeit zusammen: Worin besteht bzw. wie funktioniert der Zusammenhang von Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen, insbesondere Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit? Nicht zuletzt in den Surveydaten der vorliegenden Arbeit sticht der Zusammenhang von Antiamerikanismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus deutlich hervor. Im Kontext der hier eingenommenen rhetorisch-performativen Theorieperspektive wird der „Syndromcharakter“ des Vorurteils (Heitmeyer 2002b; Zick et al. 2012; Zick et al. 2008; kritisch dazu Milbradt 2013) als rhetorisches Phänomen aufgefasst. Ein zentrales Ergebnis der Interviewstudie ist, dass antiamerikanische Rhetorik zur ideologischen Rechtfertigung bzw. Normalisierung revisionistisch-nationalistischer, rassistischer und frem-

denfeindlicher Differenzkonstruktionen gebraucht werden kann. Der Zusammenhang zwischen den genannten Vorurteilsformen wird somit als argumentatives Zusammenspiel verstehbar. Die „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ (Neckel und Sutterlüty 2005, S. 415; Heitmeyer 2008), die verschiedene Vorurteilsausdrücke vereint, wird nicht als psychische Disposition gefasst, die das gemeinsame Auftreten verschiedener Vorurteilsformen kausal erklärt, sondern als rhetorisch-funktionale ‚Arbeitsteilung‘ bei der Reproduktion einer „symbolische[n] Ordnung sozialer Ungleichheit“ (Sutterlüty et al. 2008, S. 28).

In der vorliegenden Arbeit werden also zwei zentrale Konzepte der Antiamerikanismusforschung aufgegriffen und sprechakttheoretisch gewendet: Vorurteil und Ideologie (vgl. Friedman 2012, S. 7 f.). Die Bestimmung der vorurteiligen Bedeutung amerikabezogener Ausdrücke verlässt sich dabei aber nicht auf definierte Kriterien des Vorurteils als Einstellung. Sie wird vielmehr über deren Funktion als „Ungleichheitssemantiken“, d.h. deren rhetorische Wirkung im Kontext von Ungleichheit und Diskriminierung bestimmt. Der Diskriminierungsbegriff bietet den theoretischen Rahmen, in dem Funktionskontexte antiamerikanischen Sprechens rekonstruktiv erschlossen werden können, ohne deren Merkmale im Vorhinein definieren zu müssen. Der Ideologiebegriff wird, entgegen der generellen Tendenz in der Antiamerikanismusliteratur, nicht als Bezeichnung für die weltanschauliche Geschlossenheit eines „generalized hatred of the United States“ (Friedman 2012, S. 5) gebraucht. Ideologie bezeichnet stattdessen eine bestimmte Form der Reflexion auf Widersprüche und Kontingenzen in den Identitätskonstruktionen und normativen Orientierungen der Teilnehmenden. Diese spezifische Reflexionsform besteht, mit Luhmann gesprochen, in einer doppelten „Invisibilisierung“ – sowohl der Operation selbst als auch ihres Problems“ (Luhmann 1987b, S. 163). Sie deckt nicht nur ein Begründungsproblem oder einen Widerspruch zu, sondern lässt zugleich auch dieses Verdecken selbst verschwinden. Als weiteres Beispiel hierfür kann eine antiamerikanische Normalisierungsrhetorik gelten, in der, analog dem sekundären Antisemitismus (Holz 2007; Bergmann 2007), mittels des Stereotyps eines ‚amerikanischen Genozids‘ der Holocaust latent thematisiert und relativiert wird. Die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden kann damit als Begründungsproblem deutscher Nationalidentität beseitigt und zugleich diese Beseitigung selbst antiamerikanisch invisibilisiert werden (vgl. Kap. 7.3).

Die beschriebene Skepsis gegenüber einer Definition antiamerikanischer Vorurteile qua Einstellungsmerkmalen sowie gemäß eines ‚totalen Ideologiebegriffs‘ (Adorno 2003a, S. 472; Adorno 2003e, S. 558 f.) spiegelt zudem einen weiteren Kernaspekt der hier bearbeiteten Fragestellung wider: Forschungsgegenstand der vorliegenden Arbeit sind antiamerikanische Ausdrücke im alltäglichen, nicht politisch-programmatisch ausformulierten Sprechen. Angesichts solcher spontanen Sprechweisen bekommt das Problem eines sinnvollen Gebrauchs des Antiamerikanismuskonzeptes eine zusätzliche empirische Komponente. Denn das fragmentierte und

flexible Auftreten von Vorurteilen in Alltagsdiskursen lässt deren Klassifikation als „generalized and comprehensive normative dislike of America“ (Markovits 2007, S. 17) zusätzlich fragwürdig erscheinen. Um den rhetorischen Funktionen antiamerikanischen Sprechens gerade auch in seinen fragmentierten und inkonsistenten Gebräuchen im Interviewmaterial nachspüren zu können, wurden die starken Vorannahmen einer weltanschaulichen Geschlossenheit sowie einer antiamerikanischen Einstellung im Verlauf dieser Arbeit bewusst fallengelassen.

Die Problematik einer begrifflichen Fassung von Antiamerikanismus im Alltagsdiskurs wird im folgenden Abschnitt anhand eines Interviewbeispiels verdeutlicht. Um einen einführenden Eindruck vom Phänomen antiamerikanischer Vorurteile insgesamt zu vermitteln, wird zuvor ein drastisches Beispiel antiamerikanischer Propaganda vorgestellt.

1.1 DIE HISTORISCHE UND AKTUELLE RELEVANZ ANTIAMERIKANISCHER VORURTEILE

1944 veröffentlichte die „Germaanse SS in Nederland“, eine nationalsozialistische paramilitärische Gruppe in den besetzten Niederlanden (vgl. Hoffmann 1972, S. 42 f.), ein antiamerikanisches Propagandaplakat, das unter dem ironischen Titel „Lib-rators“ die USA als katastrophale Bedrohung Europas darstellt (vgl. Abbildung 1). Was an dieser Phantasie amerikanischer Übermächtigkeit besonders ins Auge sticht, ist nicht nur die Obszönität der monströsen Feindbildkonstruktion, sondern auch deren kompositorische Komplexität. Es wird nicht ein Stereotyp ‚des Amerikaners‘ gezeichnet, sondern ‚das Amerikanische‘ tritt als ein vielgestaltiges Wesen auf.

Die Zusammenstellung der dabei gebrauchten Motive vereinigt eine Vielzahl traditioneller antiamerikanischer Topoi: So finden sich Bilder korrupter Verhältnisse, in denen Gewaltverbrechen (der rechte, untere Arm ist der eines ausgebrochenen Verbrechers) und bürgerliche Gesellschaft (der linke, untere Arm in Anzug- und Hemdärmel) sich wechselseitig ergänzen. Die vom rechten oberen Arm geschwungene Schallplatte symbolisiert einen bedrohlichen Einfluss amerikanischer Kulturindustrie, während der Geldsack in der linken Hand den vermeintlichen Materialismus und die ‚Herrschaft des Geldes‘ in den USA symbolisiert. Das rechte Bein des Monstrums, umwunden von Maßbändern und einer Schleife mit der Aufschrift „World’s Most Beautiful Leg“, versinnbildlicht einen oberflächlich-instrumentellen Schönheitskult und eine ‚übersexualisierte‘ Gesellschaft, ebenso wie die beiden Schönheitsköniginnen, die auf den Schultern der Figur reiten („Miss America“ und „Miss Victory“). Die Schwingen sowie das linke Bein des Monstrums verweisen

auf die Technologie des Bombenkrieges (auch die Überschrift „Liberators“ spielt auf einen amerikanischen Bomber-Typ an: die Consolidated B-24 „Liberator“).

Neben diesen traditionellen Stereotypen eines korrupten, gewalttätigen, lasterhaften und allein von Profitgier getriebenen Amerika finden sich in der Zeichnung Hinweise auf ein charakteristisches Zusammenspiel von Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen, insbesondere Rassismus und Antisemitismus. So klammert am Beutel in der linken Faust des Monstrums ein ‚Geldjude‘, der den ‚jüdisch kontrollierten‘ Finanzkapitalismus der USA symbolisiert. Zudem trägt der ‚amerikanische Moloch‘ Maurerschurz – eine zeremonielle Kleidung der Freimaurer – dessen Markierung mit einem Davidstern auf den vermeintlichen verschwörerischen Einfluss ‚der Juden‘ in den USA verweist. Parallel zu diesen antisemitischen Darstellungen finden sich rassistische Motive, am prominentesten wohl verbildlicht in den tanzenden ‚Wilden‘, deren Käfig die ironische Aufschrift „Jitterbug – Triumph of Culture“ trägt.⁵ Die muskulösen ‚Neger-Arme‘ vermitteln zudem das Bild einer ‚unzivilisierten Gewalt‘, die die USA durch ihre schwarze Bevölkerung gewinnen.

Im Zusammenhang dieser rassistischen Bilder ist zudem bemerkenswert, dass die Darstellung selbst Rassismus zu den verderblichen Eigenschaften ‚der Amerikaner‘ zählt: Den Kopf des Monstrums bildet eine Ku-Klux-Klan Maske, die Tanzenden ‚Wilden‘ werden im Käfig zur Schau gestellt und der Galgenstrang zur Rechten der Figur erinnert an rassistische Lynchmorde. ‚Die Amerikaner‘ werden hier also gleichermaßen für ihren gewalttätigen Rassismus wie für ihre ‚rassische Unreinheit‘ angefeindet. Diese Konstellation, die gerade im Kontext von Nazi-Propaganda zunächst widersprüchlich erscheint, wird sich im Verlauf dieser Arbeit als ein zentrales Moment antiamerikanischer Rhetorik herausstellen: Wie im vorigen Abschnitt bereits angesprochen, verknüpfen antiamerikanische Darstellungen auf ideologische Weise ethnozentrischen Nationalismus mit antirassistischen Motiven, und dienen somit dem Ausdruck eines gemäß egalitärer Normen gerechtfertigten Ethnozentrismus. In eine ähnliche Richtung verweist der von „Miss America“ getragene Federschmuck: Auch das Bild amerikanischer Ureinwohner als Opfer eines rücksichtslosen ‚weißen Profitstrebens‘ in den USA ist teil des semantischen Repertoires antiamerikanischer Rhetorik und kann ähnliche Legitimationsfunktionen erfüllen, wie das des ‚amerikanischen Rassismus‘ (vgl. Kap. 7.3).

Insgesamt zeichnet die Graphik ein amerikanisches Feindbild, das sich aus Motiven ethnischer Heterogenität und kultureller Oberflächlichkeit bzw. Substanzlosigkeit zusammensetzt. Der von der Figur im unteren linken Bildrand präsentierte Text besagt: „De U.S.A. zullen de Europeesche Kultuur van den ondergang redde“ (niederländisch: „Die U.S.A. sollen die europäische Kultur vor dem Untergang retten“). Dieser Kommentar unterstreicht auf ironische Weise die zerstörerische Wir-

5 „Jitterbug“ bezeichnet eine Form des Jazz- bzw. Swing-Tanzes.

kung des ‚amerikanischen Monsters‘. Implizit wird hier ein Wir-Gruppenbild der Homogenität, Traditionalität und Moral der europäischen ‚Kulturen‘ bzw. ‚Völker‘ gezeichnet. ‚Die Amerikaner‘ werden demgegenüber als ‚falsche Befreier‘ dargestellt, die tatsächlich im Begriff sind, die ‚europäische Kultur‘ mit brutaler Gewalt zu zerstören bzw. durch eine groteske ‚Un-Kultur‘ zu ersetzen. In diese Feindbildkonstruktion mischen sich rassistische Ideale ethnischer Homogenität sowie antisemitische Vorstellungen von Autonomie und Freiheit. Gleichzeitig ist die Illustration aber darum bemüht, ihre eigenen menschenfeindlichen Darstellungen gegen einen ‚amerikanischen‘ Rassismus bzw. Antisemitismus abzugrenzen und so die eigene Friedfertigkeit und Vernunft zu betonen.

Abbildung 1: Propagandaplakat der niederländischen SS aus dem Jahr 1944 (Illustrator: Harald Damsleth)



Quelle: <http://en.wikipedia.org/wiki/File:Liberators-Kultur-Terror-Anti-Americanism-1944Nazi-Propaganda-Poster.jpg>
(zuletzt geprüft: 3.9.2015) © VG Bild-Kunst, Bonn 2015

Wie ich im Verlauf der Arbeit zeigen werde, lassen sich viele der skizzierten antiamerikanischen Motive im Material der vorliegenden Interviewstudie wiederfinden. Sie sind bis heute Teil des aktiven argumentativen Repertoires antiamerikanischer Rede. Doch der analytische Brückenschlag von NS-Propaganda zu aktuellem, alltäglichem Antiamerikanismus ist nicht selbstevident. Während erstere aufgrund des historisch-politischen Kontextes problemlos als Moment einer diskriminierenden, menschenfeindlichen Praxis kategorisiert werden kann, ist dies bei antiamerikanischer Rede heute häufig nicht der Fall. Obwohl sich darin bestimmte historische Motive des Antiamerikanismus wiederholen, bleibt doch der Gebrauchsaspekt aktueller Ausdrücke oftmals vergleichsweise vage.

In der Konfrontation mit nicht standardisiertem empirischem Material treten somit Leerstellen der gängigen Vorurteilsdefinition zu Tage, die in standardisierter Vorurteilsempirie in der Regel unbemerkt bleiben. Diese Leerstellen betreffen in erster Linie den Gebrauchskontext vorurteiliger Sprechweisen: Der Antiamerikanismus des SS-Plakates ist nicht deswegen so eindeutig und fraglos gegeben, weil die Bilder so obszön, die ausgedrückte Feindseligkeit so intensiv oder die Stereotypie so bruchlos ist, sondern, weil es sich um ein Nazi-Propagandaplakat handelt. Man weiß, welchen rhetorischen Zweck es verfolgt und welchen menschenfeindlichen Taten diese Rhetorik zugearbeitet hat. Im spontanen, nicht politisch-programmatisch verorteten Alltagsgespräch oder in der beiläufigen Bemerkung über ‚die Amerikaner‘ ist diese Klarheit des Funktionskontextes gerade nicht gegeben.

Indem der klassische Vorurteilsbegriff sich auf Stereotyp, Affekt und kognitive Prozesse fokussiert, setzt er aber implizit genau dies voraus: zu wissen, was die vorurteilig Handelnden tun, indem sie entsprechende Äußerungen machen. Ein wichtiger Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit ist die Annahme, dass diese impliziten Selbstverständlichkeiten der Vorurteilkritik in zweifacher Hinsicht hinterfragt und besser expliziert werden müssen: Die Frage, was vorurteilig Handelnde eigentlich tun, indem sie bestimmte stereotype Gruppenkonstruktionen reproduzieren, muss aus einer praxistheoretisch-hermeneutischen Blickrichtung empirisch bearbeitet werden, anstatt sie immer wieder voreilig mit Konzepten wie ‚Feindschaft‘, ‚Hass‘, ‚Ressentiment‘, etc. zu beantworten. Dies ist reziprok mit der reflexiven Frage verbunden, was eigentlich ‚das Problem‘ am antiamerikanischen Sprechen ist, d.h. aus welcher sozialtheoretischen, auch normativen Perspektive die Vorurteilsforschung ihren Gegenstand rekonstruiert.

Zur Veranschaulichung dieser Problemstellung möchte ich noch einmal auf das oben bereits zitierte Beispiel einer antiamerikanischen Normalisierung des Holocaust eingehen. Der Interviewteilnehmer Herr B⁶, dessen Fall in Kapitel 7.3 aus-

6 Das Interviewmaterial wurde vollständig anonymisiert. Orts- und Personennamen sowie andere Bezeichnungen, die einen Rückschluss auf die personale Identität der Interview-

führlieh dargestellt wird, zeichnet wiederholt negative Bilder einer undemokratischen und manipulativen amerikanischen Supermacht. Nach dem Grund für seine Abneigung gegen „die US-Amerikaner“ befragt, nimmt er auf den globalpolitischen Einfluss der USA Bezug:

Herr B: Die US-Amerikaner, äh, spiegeln ja so was wie die Weltpolizei wider. Also die mischen sich praktisch, äh, überall ein, äh, in die politischen, wirtschaftlichen, äh, meist auch dann mit militärischer Gewalt, äh, oder sonstigen Mitteln, halt andere Regierungen, andere Staatengemeinschaften praktisch, ähm – ich sage das mal so unverblümt – auf diesen amerikanischen Kurs, äh, dieses amerikanische Weltbild drauf hin einzulenken, und das finde ich halt, ähm ja, finde ich halt persönlich nicht ganz so demokratisch, wie man im Allgemeinen Demokratie verstehen würde.

Versucht man Herrn Bs Rede mit der oben gegebenen Antiamerikanismusdefinition zu kategorisieren, werden verschiedene Unschärfen in der Verwendung dieses Begriffes, bzw. seiner drei Komponenten Feindseligkeit, Stereotypie und faktische Falschheit, erkennbar. So mag man zwar sagen, dass der Teilnehmer gegenüber ‚den Amerikanern‘ eine ablehnende Haltung einnimmt. Aber kann seine Position als Feindschaft oder Aversion gewertet werden? Und selbst wenn man Herrn B eine solche aggressive Abneigung gegen die USA unterstellte, wäre das Anlass genug, seine Rede als antiamerikanisches Vorurteil zu kritisieren? Was ist eigentlich problematisch daran, dass jemand ‚die USA‘ nicht mag? Sind Vorurteile eine besonders intensive Art der Aversion?

Weiterhin zeichnet der Teilnehmer mit seiner Darstellung der USA ein stark pauschalisierendes, stereotypes Bild ‚der Amerikaner‘. Aber auch hier kann als fraglich gelten, ob dies Grund genug ist, von einem Vorurteil zu sprechen. Immerhin gebrauchen wir tagtäglich in unzähligen Kontexten grobe Verallgemeinerungen und rhetorische Zuspitzungen, ohne dabei vorurteilig zu handeln.

Und schließlich: So grob Herrn Bs Verallgemeinerungen bzgl. amerikanischer Politik auch sein mögen, als schlechthin faktisch falsch wird man sie nicht einstufen können. Kaum jemand wird bestreiten wollen, dass die USA einen – wie auch immer prekären – Supermachtstatus besitzen, der mit weltweitem ökonomischen Einfluss, zahlreichen militärischen Interventionen und einem oftmals chauvinistischen Sendungsbewusstsein einhergeht. Und auch hier gilt: Selbst wenn Herrn B faktisch falsche Aussagen über Amerika getroffen hätte, wäre diese faktische Falschheit Grund genug, seine Rede als Vorurteil zu kategorisieren? Sind Vorurteile lediglich eine Art Denkfehler oder Irrtum?

teilnehmenden zulassen, wurden durch entsprechende Codes ersetzt. Im Falle der Personennamen bestehen diese aus der Anrede „Frau“ bzw. „Herr“ und einem willkürlich gewählten Buchstaben.

Möchte man nun aus dieser Beobachtung nicht den Schluss ziehen, dass Herr B ganz einfach nicht antiamerikanisch gesprochen hat – und ich werde in Kapitel 7.3 zeigen, dass dies tatsächlich eine Fehleinschätzung wäre – so werden die oben genannten Kriterien des Vorurteilsbegriffes in zweifacher Weise problematisch: Einerseits scheinen zumindest zwei von ihnen (Feindschaft/Aversion, faktische Unwahrheit) *nicht notwendig* zu sein. Es steht zu vermuten, dass man antiamerikanisch sprechen kann, ohne sich dabei feindselig zu äußern oder propositional falsche Sätze über die USA zu formulieren. Andererseits scheinen alle drei Kriterien für sich genommen *nicht hinreichend* zu sein, um den Gegenstand genau einzugrenzen. Sind antiamerikanische Vorurteile wirklich als eine Art von Irrtum oder falschem Faktenwissen, eine Art von Feindschaft oder eine Art von pauschalisierender Darstellung zu bestimmen? Und wenn ja, welche *spezifische Art* dieser Handlungsweisen wäre dies? Welche Arten von Irrtümern, Feindseligkeiten und Pauschalisierungen werden *als Vorurteil* problematisch?⁷ In der etablierten Vorurteilsforschung sind diese Fragen bislang vergleichsweise randständig behandelt worden.⁸ Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zu einer theoretischen Schärfung und besseren empirischen Fundierung der sozialwissenschaftlichen Vorurteilkritik jenseits der genannten definitorischen Kriterien.

1.2 FRAGESTELLUNG UND FORSCHUNGSDESIGN DER STUDIE

Wie in den vorigen Abschnitten dargestellt, nimmt die vorliegende Arbeit ihren Ausgangspunkt von zwei distinkten aber eng verknüpften Problemstellungen. Sie fragt einerseits empirisch nach Formen, Funktionen und Tragweite antiamerikanischer Vorurteile in Deutschland heute. Die Beantwortung dieser Frage impliziert aber andererseits die Problematik einer genauen theoretischen Bestimmung des Antiamerikanismus: Die Frage nach Formen und Funktionen antiamerikanischen Spre-

7 Als Alternative könnte man eine Konjunktion aller drei Merkmale zu einem komplexen hinreichenden Kriterium vorschlagen. Diese Variante scheint mir allerdings zu einer übermäßig restriktiven Definition des Vorurteilsbegriffes zu führen. Wenn allein noch eine stereotype Feindseligkeit gegen alles Amerikanische, die zudem auf faktisch falschen Annahmen beruht, als Antiamerikanismus gelten kann, würde man den Gegenstandsbe- reich unzulässig einengen. Es käme nur noch der fanatischste Amerikahass als Antia- merikanismus in Frage.

8 Ähnliche Schwerpunktsetzungen finden sich in der Forschung zu benevolentem Sexis- mus und paternalistischem Rassismus (vgl. Glick und Fiske 2012; Dixon et al. 2012; Dixon und Levine 2012b; Billig 2012; Jackman 1994). Diese werden in Kapitel 2.3 de- taillierter diskutiert.

chens ist immer auch die Frage danach, auf welcher sozialtheoretischen Basis diese als antiamerikanische bestimmt werden können. Hierzu werden zwei häufig gebrauchte Konzepte aus den Kontroversen um eine angemessene Antiamerikanismusbestimmung aufgegriffen und in praxis- bzw. sprechakttheoretischer Weise modifiziert: Vorurteil und Ideologie.

Antiamerikanische Vorurteile werden als Ungleichheitssemantiken bzw. -pragmatiken aufgefasst, d.h. als Differenzkonstruktionen und Argumentationsmuster, die an der rhetorischen Reproduktion einer symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit mitwirken. Der Ideologiebegriff wird entsprechend dieser Theorieperspektive nicht als Bezeichnung für eine geschlossene Weltanschauung oder einen irrationalen, kognitiven Schematismus gebraucht; sondern Ideologie bezeichnet eine bestimmte Form der rhetorischen Bearbeitung von Begründungs- und Kontingenzproblemen in vorurteiligen Differenz- und Identitätskonstruktionen.

Einen dritten Eckpfeiler des Gegenstandsbereichs dieser Arbeit bildet die Konzentration auf spontane, alltägliche Formen antiamerikanischen Sprechens, die insbesondere hinsichtlich ihrer Inkonsistenzen und Flexibilität untersucht werden. In Frage steht also nicht nur, welche Formen und Funktionen Antiamerikanismus in Deutschland heute annimmt und auf welcher begrifflichen Grundlage diese als vorurteilige ausgewiesen werden können. Es ist zugleich zu berücksichtigen, wie anti-amerikanischer Ausdrücke im alltäglichen Sprechen trotz ihrer Heterogenität und Inkonsistenz unter einem Antiamerikanismusbegriff zusammengefasst werden können.

Hiermit ist der theoretische Rahmen umrissen, innerhalb dessen eine systematische hypothesengenerierende Empirie erfolgen kann. Denn mit der Bestimmung von Antiamerikanismus als Sprechhandeln bzw. Ungleichheitssemantik und der vorgeschlagenen rhetorischen Fassung des Ideologiebegriffes ist über die konkreten Formen und Funktionen tatsächlichen antiamerikanischen Sprechens in Deutschland ja noch nichts gesagt. Es sind lediglich die zentralen „heuristischen Rahmenkonzepte“ (Kelle und Kluge 2008, S. 63) gegeben, die eine „empirisch begründete Theoriebildung“ (Kelle 1997) bzgl. anti-amerikanischer Vorurteile anleiten. Den Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit bildet daher eine qualitativ-empirische Interviewstudie.

Die dabei bearbeiteten Forschungsfragen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Welche Antiamerikanismen lassen sich in alltäglichem Sprechen in Deutschland heute feststellen und welche rhetorischen Funktionen erfüllen diese?
2. Welche Arten des Zusammenspiels von Antiamerikanismus mit rassistischen, fremdenfeindlichen und antisemitischen Differenzkonstruktionen lassen sich beobachten?

3. Inwieweit lässt sich Antiamerikanismus als kognitiver Schematismus bzw. geschlossene Weltanschauung bestimmen? Welche Formen flexiblen und fragmentierten antiamerikanischen Sprechens lassen sich feststellen?

Anschluss an die Vorurteilsforschung nimmt die vorliegende Arbeit aber nicht nur in theoretischer, sondern auch in empirisch methodischer Hinsicht. So bilden nicht nur die Potentiale und Grenzen des einstellungstheoretischen Vorurteilsbegriffs in der Antiamerikanismusforschung den Ausgangspunkt für die Begriffsentwicklung, sondern auch deren etablierte empirische Forschungsinstrumente. In einem sequentiellen quantitativ-qualitativen Mixed Methods Design bildet die standardisierte Erhebung von Antiamerikanismus mittels Surveyinstrumenten den Startpunkt der vorliegenden Empirie. Die mittels Antiamerikanismusskalen ermittelten Surveyergebnisse liefern einerseits statistische Explananda in Form von Korrelationen zwischen Antiamerikanismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus. Der qualitative Strang des methodenintegrativen Designs dient anschließend der Entwicklung von Erklärungshypothesen. Zugleich fungieren die Surveyergebnisse als Auswahlkriterium für die Ziehung der qualitativen Stichprobe. Auf diese Weise konnte ein effizienter Feldzugang sowie eine möglichst enge Korrespondenz des zu erklärenden statistischen und des erklärenden qualitativen Materials gewährleistet werden.

Dieses Forschungsdesign reagiert auch auf eine zentrale Leerstelle in der gegenwärtigen empirischen Antiamerikanismusforschung: „das Fehlen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zum Antiamerikanismus im Alltag“ (Baethge et al. 2010, S. 366), d.h. der Mangel an empirischen Studien zu flexiblen und fragmentierten Äußerungsformen von Antiamerikanismus. Bisherige Untersuchungen lassen – mit wenigen Ausnahmen (Baethge et al. 2010; Jaecker 2014) – die empirische Frage offen, welche Formen antiamerikanische Sprechweisen im heutigen Alltagsdiskurs annehmen, welche Funktionen sie erfüllen und mit welcher Geschlossenheit oder Flexibilität sie auftreten. Dabei ist auf die Flexibilität und Inkonsistenz des Antiamerikanismus im Zuge von Diskussionen um Definitionsprobleme vielfach hingewiesen worden (Baethge et al. 2010; Chiozza 2009, S. 45 ff.; Diner 2003, S. 8; Jaecker 2014, S. 289 ff.; O'Connor 2007b, S. 16). Weiterhin wurde die Variabilität der politischen Kontexte aufgezeigt, in denen Antiamerikanismus auftritt, und die ein pluralistisches Konzept von „Anti-Americanisms“ nahelegen (Katzenstein und Keohane 2007a).

Bislang sind aus diesen Hinweisen aber selten theoretische Konsequenzen gezogen worden. Auch diejenigen Studien, die auf die Flexibilität und Inkonsistenz antiamerikanischer Ausdrücke hinweisen, halten zum Großteil an einer einstellungstheoretischen Definition von Antiamerikanismus anhand der etablierten Kriterien fest. Ebenso wenig lässt sich ein Wandel in den angewendeten empirischen Methoden feststellen. Standardisierte Verfahren, insbesondere der Surveyfor-

schung, stellen die überwiegende Mehrheit der gebrauchten empirischen Forschungsmethoden dar (Beyer 2014; Beyer und Liebe 2014; Beyer und Liebe 2010; Chiozza 2009; Decker et al. 2010; Johnston 2006; Katzenstein und Keohane 2007a; Knappertsbusch und Kelle 2010). Qualitative Untersuchungen zum Thema sind vergleichsweise selten zu finden (Baethge et al. 2010; Birkenkämper 2006; Fried 2014; Jaecker 2014; Srp 2005).⁹

Angesichts des bestehenden Klärungsbedarfs bzgl. der alltäglichen Ausdrucksweisen von Antiamerikanismus ist dieses Ungleichgewicht als besonders unglücklich zu bewerten. Denn es sind gerade qualitative Methoden, die systematisch Möglichkeiten einer „empirisch begründete[n] Theoriebildung“ eröffnen (Kelle 1997). So scheint der derzeitige Stand der Antiamerikanismustheorie ein paradigmatischer Fall jener Forschungssituation zu sein, in der den Forschenden „lokales Wissen über Handlungsbedingungen (Handlungsregeln, Handlungsziele und Optionen) in spezifischen kulturellen Kontexten“ fehlt (Kelle 2008a, S. 230), nämlich Wissen darüber, in welchen Kontexten welche rhetorischen Zwecke mittels welcher antiamerikanischen Argumentationsmuster verfolgt werden. Solch lokales und kontextuelles Wissen ist für eine empirisch gehaltvolle und theoretisch überzeugende Begriffsbildung unverzichtbar. Methodologisch gesprochen fehlen dem Antiamerikanismusbegriff die „Brückenhypothesen“ (ebd.), die das empirisch weitgehend gehaltlose Konzept antiamerikanischer Vorurteile überzeugend mit spezifischen antiamerikanischen Ausdrücken verbinden. Aus allgemeinen theoretischen Überlegungen über die Beschaffenheit von Vorurteil und Ressentiment allein, werden sich diese Brückenhypothesen nicht ableiten lassen (vgl. ebd.). Sie müssen aus einer empirischen Beobachtung des Sprachgebrauchs antiamerikanischer Rede entwickelt werden.

Das Definitionsproblem der Antiamerikanismusforschung erweist sich in dieser Perspektive weniger als eines der theoretischen Definition, sondern vielmehr als eines der empirischen *Anwendung* des Antiamerikanismusbegriffes. In eine für diesen Gebrauchsaspekt sensible „theoretische Empirie“ (Kalthoff 2008, S. 9) des Antiamerikanismus fließen antiamerikanisches Sprechen und das Sprechen über Antiamerikanismus gleichermaßen ein. Eine Weiterentwicklung des Antiamerikanismusbegriffes wird daher beides zugleich leisten müssen: eine Rekonstruktion des antiamerikanischen Sprachgebrauchs und eine Reflexion des vorurteilskritischen Sprachgebrauchs der Antiamerikanismusforschung.

Da das dazu gebrauchte Material aus teilstandardisierten, stark narrativ fundierten Interviews stammt, trägt die hier präsentierte qualitative Empirie außerdem zur

9 Daneben existieren zahlreiche ideengeschichtlich oder literaturwissenschaftlich angelegte Arbeiten zum Thema (Ceaser 1997; Diner 2003; Gulddal 2011; Hollyday 1977; Markovits 2007; Roger 2005), die aber aufgrund ihres theoretischen und methodologischen Aufbaus nicht als empirische Sozialforschung im engeren Sinne gelten können.

Schließung eine weiteren Lücke im Bereich der Antiamerikanismusforschung bei: Die existierenden qualitativ-empirischen Studien konzentrieren sich, mit Ausnahme der Arbeit von Baethge und KollegInnen, sämtlich auf publizierte Medieninhalte, insbesondere Zeitungs- und Zeitschriftenpublikationen. Wenngleich solche Medienanalysen ohne Frage einen wichtigen Teil öffentlicher Diskurse, und damit des Antiamerikanismus in Deutschland, abdecken, stellen sie doch zur Beobachtung von Antiamerikanismus im alltäglichen Sprechen eine suboptimale Materialquelle dar. Insbesondere wenn antiamerikanische Sprechweisen unter Berücksichtigung von deren Flexibilität und Fragmentierung beobachtet werden sollen, stellen programmatisch weniger reflektierte, spontanere Sprachausdrücke, die in nicht-standardisierten Interviewgesprächen beobachtet werden können, eine besonders fruchtbare Materialquelle dar.

1.3 DIE NORMATIVE VERORTUNG DER VORURTEILSKRITIK

Die normative Verortung des Antiamerikanismusbegriffes ist vielfach nachdrücklich in Frage gestellt worden. Demnach diene das Konzept in erster Linie als politischer Kampfbegriff um Protest gegen US-Politiken zum schweigen zu bringen (vgl. z.B. Altwater et al. 1989; F.A.Z. 2001; Misik 2003). Und tatsächlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass der Antiamerikanismusvorwurf immer wieder zur Legitimation auch fragwürdiger US-Politiken gebraucht wurde. Der Politikwissenschaftler Max Paul Friedman hat in seiner Studie *Rethinking Anti-Americanism* diese problematische Begriffsgeschichte nachgezeichnet. Er kommt zu dem Schluss, dass die Idee antiamerikanischer Vorurteile ein langhin gepflegter Mythos amerikanischer Außenpolitik sei, dessen primäre Funktion in einer „constriction of political discourse about U.S. society and especially about U.S. foreign relations“ bestehe (Friedman 2012, S. 4):

„If anti-American myths have offered some foreigners an unproductive way to explain the relative decline of their own societies in the face of growing American power, the myth of anti-Americanism has also had a damaging effect. In the United States, it has worked its own logic in a comparable process of sedimentation through repetition, and it now risks hardening into a scholarly consensus that has had profound and regrettable effects on policy makers and the American public. I have undertaken to write this book because those who are unaware of the history of the term [...] contribute to its proliferation as an explanatory category even though it does less to illuminate than to obscure.“ (Ebd.)

Die historischen Beispiele, die Friedman für den Gebrauch des Antiamerikanismusbegriffs als Polemik und Propagandavokabel bringt, sind vielgestaltig und überzeu-

gend. So steht außer Frage, dass der Begriff oftmals als Ausdruck eines chauvinistischen Nationalismus gebraucht wurde, der auf die politische Vormachtstellung eines ethnisch homogenen, religiös-konservativen Amerika zielte. Insbesondere im frühen zwanzigsten Jahrhundert entwickelte sich der Begriff zu einem zentralen Schlagwort der amerikanischen politischen Rechten, wo er sich mit fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Argumentationsmustern verband (vgl. ebd., S. 52 ff.). Die anti-kommunistische Repression der McCarthy Ära (ebd., S. 88 ff.) sowie reaktionäre Widerstände gegen die Bürgerrechtsbewegung (ebd., S. 107 ff.) und Anti-Vietnamkriegs Proteste (ebd., S. 172 ff.) geben weitere Beispiele für die Kontinuität dieses Begriffsgebrauchs.

Bis heute findet sich in der politischen Literatur eine starke rechtskonservative Strömung, deren Antiamerikanismusbegriff häufig eng verknüpft ist mit nationalistischen, ethnozentrischen und heteronormativen Positionen (vgl. z.B. D'Souza 2008; Hollander 1995; Krauthammer 2003). Als antiamerikanisch gilt in dieser Perspektive nicht zuletzt die ‚kulturelle Linke‘ Amerikas, deren Engagement für wohlfahrtsstaatliche Politik, legale Abtreibung, die rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, etc. als Bedrohung ‚amerikanischer Werte‘ erscheint. Die vermeintliche moralische Überlegenheit jener Werte wird in konservativen Antiamerikanismuskonzepten zur Grundlage des anti-antiamerikanischen Protests (vgl. Friedman 2012, S. 3). So beschreibt beispielsweise Paul Hollander Antiamerikanismus als Symptom eines moralischen Verfalls, in dessen Zuge „antisocial behavior, especially criminal violence and mental illness“ zunehmen ebenso wie „the decay of sustaining values, loss of national purpose, decline of collective self esteem“ (Hollander 1995, S. 459). Ironischerweise übernimmt dieser Anti-Antiamerikanismus weite Teile der moralischen Verfallserzählung, die auch für antiamerikanische Vorurteile selbst charakteristisch ist: Anti-Antiamerikanismus bedeutet hier reaktionären Nationalismus.

Angesichts solcher Positionen mag es naheliegend erscheinen, Antiamerikanismus in erster Linie als Mythos und Instrument reaktionärer Politik zu bewerten. Problematisch ist an Friedmans Position – stellvertretend für viele andere – jedoch, dass er die begriffshistorische Reflexion des Antiamerikanismuskonzeptes weitestgehend vom Gegenstand antiamerikanischer Vorurteile trennt. Ein vorurteilkritischer Gebrauch des Begriffes, abseits der von ihm zu Recht kritisierten politischen Instrumentalisierungen, kommt in seiner Begriffsgeschichte allenfalls als Randerscheinung vor. Dadurch leistet seine treffende Kritik *bestimmter* Traditionslinien des Anti-Antiamerikanismus bedauerlicherweise der weit verbreiteten Skepsis gegenüber einem vorurteilkritischen Antiamerikanismusbegriff *insgesamt* Vorschub. Was Friedman und mit ihm viele GegnerInnen eines kritischen Antiamerikanismusbegriffes nicht sehen, ist, dass die Engführungen gängiger Definitionen von Antiamerikanismus als „particularized and generalized hatred of the United States“ (ebd., S. 6) nicht nur ein Problem amerikanischer Politik darstellt, sondern auch ei-

nes der Kritik antiamerikanischer Vorurteile. In diesem Sinne teilt die vorliegende Arbeit zwar den theoretischen Ausgangspunkt Friedmans, dass der Streit über konkurrierende Definitionen des Phänomens durch eine Reflexion auf den *Gebrauch* des Antiamerikanismusbegriffs ergänzt werden sollte (vgl. Friedman 2012, S. 6 f.). Sie betont dabei aber, im Gegensatz zu Friedman, die Bedeutung eines vorurteils-kritischen Begriffsgebrauchs.

Wie ist nun aber ein solcher Anti-Antiamerikanismus, der kein reaktionärer ‚Amerikanismus‘ ist, normativ zu verorten? Zunächst sei festgehalten, dass eine wertneutrale, „nominalistische“ Definition (Schwark 2008, S. 9) keine Lösung des Problems bietet. Die Idee einer rein „sachliche[n] Untersuchung“ des Gegenstands (ebd.) kommt dem Versuch gleich, den spezifischen normativen Gehalt sozialwissenschaftlicher Antiamerikanismuskritik schlichtweg zu ignorieren. Wie in den Kapiteln 3 und 4 dieser Arbeit anhand von sprechakttheoretischen und erkenntniskritischen Überlegungen gezeigt wird, ist ein normativer Bezug sozialwissenschaftlicher Theoriebildung unumgänglich: „The formulation of critical theory is not an *option*“ (Giddens 1984, S. XXXV). Das kann damit begründet werden, dass soziologische Begriffe gewissermaßen performativ in ihren Gegenstandsbereich hineinreichen. Jede sozialwissenschaftliche Beschreibung stellt selbst ein performatives Sprechhandeln dar, das nur durch seine Einbettung in einen Äußerungskontext Sinn macht; als Teil einer „Lebensform“ (Jaeggi 2005b, S. 116), deren gesellschaftspolitische Aspekte von denen des Gegenstandes nicht unabhängig sind.

Dies ist einerseits als Möglichkeitsbedingung jeder ‚erklärend verstehenden‘ (Weber 1988, S. 550; vgl. auch Eberle 1999) Sozialwissenschaft anzusehen, die sich das implizite Handlungswissen in ihrem Gegenstandsbereich ‚zu eigen‘ machen muss, um darin überhaupt bestimmte Handlungen beobachten zu können:

„Soziale Realität konstituiert sich durch aktive Handlungen der Gesellschaftsmitglieder, die hierzu – weitgehend routinemäßig – auf sozial vermittelte alltagsweltliche Wissensbestände zurückgreifen, welche ihnen helfen, die Bedeutung und den Anforderungscharakter sozialer Situationen zu verstehen. Der soziologische Untersucher kann Hypothesen weder formulieren noch operationalisieren, ohne auf diesen Wissenshintergrund wenigstens implizit Bezug zu nehmen“ (Kelle 1997, S. 53; vgl. auch Giddens 1993, S. 84 ff.)

Diese Teilnehmerinnenposition hat andererseits zur Konsequenz, dass sozialwissenschaftliche Theoreme nie ‚reine Beschreibungen‘ sind, „weil jede Theorie in einem gesellschaftlichen Kontext formuliert wird, der die gesellschaftlichen Verwendungsweisen der theoretischen Beschreibung bestimmt“ (Bonacker 2000, S. 34), und ihr damit eine normative Komponente gibt.

Wenn aber Wertneutralität keine methodologisch haltbare Option darstellt und Kritik tatsächlich ein zentrales Moment soziologischer Theoriebildung ist, so muss sie sich dennoch von jener Art von ‚Kritik‘ unterscheiden lassen, wie sie bspw.

durch den oben zitierten anti-antiamerikanischen Konservatismus vertreten wird. Und dieser Unterschied kann nicht einfach darin bestehen, dass sie einen ‚besseren‘ normativen Standpunkt bezieht. Stattdessen wird hier vorgeschlagen, Kritik anhand der Struktur ihres Verhältnisses zum Gegenstand zu bestimmen. Für die Form einer „immanente[n] Kritik“ (Honneth 2007c, S. 68) ist charakteristisch, dass sie von einer (teilweisen) Übereinstimmung ihrer eigenen normativen Orientierung mit derjenigen des kritisierten Gegenstands ausgeht. Kritik stellt sich ihrem Gegenstand nicht vom Standpunkt einer überlegenen Normativität aus entgegen, sondern mit der „normativen Kraft der Kontingenz“ (Bonacker 2000). Sie bildet stets einen unvollständigen Gegensatz zum Kritisierten, kann kein rein äußerliches Verhältnis zu ihm einnehmen, denn „Kritik wird unhaltbar und tendenziell autoritär, wenn sie ihren Bezug zum Kritisierten aufgibt und ihr Fundament, ihr Entscheidungskriterium, ihre Wertvorstellungen außerhalb ihres Gegenstandes ansiedelt“ (ebd., S. 28).

In der vorliegenden Arbeit bilden die egalitäre Norm bzw. die oben angerissenen Konzepte sozialer Ungleichheit und Diskriminierung den Ausgangspunkt der Kritik. Antiamerikanisches Sprechen wird zu deren Gegenstand nicht durch den Nachweis, dass es rundheraus antiegalitär ist, sondern durch das Aufzeigen einer normativen Ambivalenz: Die kritisierten antiamerikanischen Sprechweisen sind überwiegend damit beschäftigt, vorurteilige Positionen unter dem Vorzeichen der Vorurteilsfreiheit zu rechtfertigen, ethnozentrische Diskriminierung unter dem Vorzeichen egalitärer Prinzipien zu vollziehen. Mit diesen ideologischen Konstruktionen richten sie sich gerade nicht explizit gegen die demokratisch-egalitäre Ordnung moderner Gesellschaften, sondern sie versuchen kategoriale Differenzkonstruktionen innerhalb dieser Ordnung zu reproduzieren, abzusichern und mit dem Gleichheitsgrundsatz in Einklang zu bringen. Im Sinne von Theodor W. Adornos Einschätzung, dass „das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie potentiell bedrohlicher ist, als das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie“ (Adorno 2003d, S. 555 f.), richtet sich Antiamerikanismuskritik gegen die ideologische Rechtfertigung anti-egalitärer Tendenzen *in* der egalitären Ordnung.

Die normative Grundlage der hier vorgebrachten Kritik bildet dementsprechend auch kein ‚überlegenes‘ Prinzip absoluter Gerechtigkeit, sondern vielmehr die Einsicht, dass die egalitäre Norm durch einen immanenten Widerspruch gekennzeichnet ist und ihre normative Kraft gerade aus der Kontingenz und Problematisierbarkeit jeweils erreichter Modelle der Gleichberücksichtigung bezieht (vgl. Menke 2004, S. 28). Es ist dieser Vollzugscharakter der egalitären Norm, den antiamerikanische Vorurteile abubrechen versuchen, ohne ihn explizit negieren zu müssen. Vor dem Hintergrund dieses normativen Theoriefundaments „ohne Normativität“ (Bonacker 2000), begreift die hier entwickelte Antiamerikanismuskritik ihren Gegenstand gerade nicht als individuelle Pathologie, als paranoiden Wahn oder moralische Verderbtheit, sondern als „soziale Pathologie“ (Honneth 2007a; vgl. auch Wetherell 2012, S. 165), d.h. als „Unfähigkeit von Gesellschaften [...], ein in ihnen

bereits angelegtes Vernunftpotential in den Institutionen, Praktiken und Alltagsroutinen angemessen zum Ausdruck zu bringen“ (Honneth 2007a, S. 33).

1.4 AUFBAU DER ARBEIT

Kapitel 2 liefert einen Überblick über die aktuelle Forschungsliteratur zu Antiamerikanismus. Im Fokus stehen hierbei vorurteilstheoretische Konzepte, die Antiamerikanismus als negative Einstellung gegenüber den USA auffassen. Wenngleich diese Theorielinie sich durch konzeptuelle Klarheit auszeichnet und zudem die Anschlussfähigkeit der Antiamerikanismusforschung für die sozialwissenschaftliche Vorurteilsforschung steigert, bildet eine Kritik ihrer Definitionskriterien den Ausgangspunkt für die hier entwickelte Begriffsbildung. Hierbei werden vier Kernkriterien einstellungstheoretischer Antiamerikanismusdefinitionen problematisiert: Die propositionale Falschheit, die Feindseligkeit sowie die weltanschauliche Geschlossenheit antiamerikanischer Ausdrücke und die Bestimmung von Antiamerikanismus als individualpsychische Disposition. Ausgehend von der These, dass keines dieser Kriterien eine notwendige und hinreichende Bedingung antiamerikanischen Sprechens bietet, wird stattdessen ein performativer Antiamerikanismusbegriff entwickelt. Die Kernannahme dieses Modells ist, dass sich der Sinngehalt antiamerikanischer Ausdrücke weder an dessen semantischen Komponenten (negatives Amerika-Bild, stereotype Darstellung), noch an der Korrespondenz der formulierten Propositionen mit ‚der Realität‘ Amerikas festmachen lässt. Stattdessen wird vorgeschlagen, die antiamerikanische Qualität solcher Ausdrücke als deren praktische oder performative Bedeutung zu bestimmen, d.h. als deren rhetorische Funktion in einem jeweiligen Äußerungskontext. Entscheidend ist dann nicht, was jemand sagt, sondern was diese Person *tut*, *indem* sie etwas sagt.

Im Anschluss an diesen Begriffsentwurf besteht Klärungsbedarf hinsichtlich zweier Aspekte: Zum einen muss geklärt werden, was mit ‚Performativität‘ gemeint ist, wie also die praxistheoretischen Grundlagen dieses Konzeptes verstanden werden. Diese Frage wird in Kapitel 3 im Anschluss an sprechakttheoretische Überlegungen John L. Austins und Ludwig Wittgensteins bzw. deren Adaptionen bei Albrecht Wellmer und Peter Winch erörtert.

Zum anderen stellt sich die Frage, *welche* Sprachgebräuche in *welchen* Funktionskontexten als antiamerikanisches Sprechen gelten können. Dies ist wesentlich eine empirische Frage, zu deren Bearbeitung das bislang entwickelte Begriffskonzept lediglich eine gehaltlose Forschungsheuristik bietet. Um diese am Material sinnvoll einsetzen zu können, braucht es aber konkretere theoretische Anhaltspunkte, die die Rekonstruktion antiamerikanischer Sprachgebräuche gesellschaftstheoretisch verorten. Als Ausgangspunkt hierzu werden die Konzepte soziale Ungleich-

heit und Diskriminierung gewählt. Ein amerikabezogenes Sprechen kann dann als antiamerikanisches Vorurteil betrachtet werden, wenn es an der rhetorischen Reproduktion *diskriminierender* sozialer Klassifikationen mitwirkt. Da sich aber die Unterscheidung von sozialer Ungleichheit und Diskriminierung selbst als unscharf bzw. als Gegenstand gesellschaftlicher Konflikte und Aushandlungsprozesse erweist (Menke 2004; Kreckel 2004), kann auch der Diskriminierungsbegriff nur bedingt zur Konkretisierung der Unterscheidung zwischen Vorurteil und vorurteils-freiem Sprechen dienen.

Um dennoch Orientierungspunkte für die theoretische Bestimmung vorurteiliger Differenzkonstruktionen ausmachen zu können, rücken kategoriale Klassifikationen in den Fokus der Überlegung, d.h. solche Differenzkonstruktionen, die sich gegen die eigene Kontingenz und historische Wandelbarkeit abschirmen (Neckel und Sutterlüty 2005; Giesen 1987). Diese Form der selbststabilisierenden reflexiven Bearbeitung normativer Dilemmata wird im Anschluss an Überlegungen Luhmanns und Adornos als Ideologie bezeichnet. Mit dieser Perspektivverschiebung geht zudem eine Verschiebung der methodologischen Grundlage der Vorurteilkritik einher. Wenn egalitäre Normen nicht als Standard einer absoluten Gerechtigkeit, sondern als Aushandlungsprozess je und je problematisierter Gleichheitsvorstellungen aufgefasst werden, dann können diese einer Kritik an antiegalitären, vorurteiligen Sprechweisen nicht als gesicherter normativer Ausgangspunkt dienen. Unter „nach-essentialistischen Bedingungen“ (Bonacker 2000, S. 14) herrscht zwischen Vorurteil und Nicht-Vorurteil keine strikte Äußerlichkeit. Vorurteilkritik muss, so wird im Anschluss an aktuelle Entwicklungen kritischer Theorie gezeigt, genau an dieser Unschärfe ihren Ausgangspunkt nehmen. Eine solche erschließende oder immanente Kritik (Bonacker 2008; Honneth 2007c) verurteilt ihren Gegenstand nicht als absolut falschen, sondern zeigt die ideologische Vermittlung von egalitären Normen und antiegalitärer Klassifikation deutend auf.

Um die Theoriegrundlage der empirischen Analysen genauer zu explizieren, wird das Konzept nationaler Identifikation eingeführt. Im Rückgriff auf wissenssoziologisch-hermeneutische Begriffe von Ethnozentrismus, Rassismus und Antisemitismus wird der funktionale Zusammenhang nationaler Identitätskonstruktionen mit vorurteiligem Sprechen aufgezeigt. Vorstellungen nationaler Zugehörigkeit, Homogenität und Ursprünglichkeit stehen häufig im Zentrum kategorialer Differenzkonstruktionen. Wie sich im Zuge der empirischen Ergebnisdarstellung zeigen wird, arbeiten hierbei antiamerikanische Sprechweisen eng zusammen mit antisemitischen, fremdenfeindlichen und rassistischen.

In Kapitel 5 werden Methodologie und Methoden des empirischen Vorgehens dargestellt und zu den vorherigen theoretischen Überlegungen in Bezug gesetzt. Hierbei wird vor allem die methodologische Nähe von qualitativ-interpretativer Sozialforschung, erschließender Kritik und Praxistheorie der Bedeutung erörtert. Dies betrifft zunächst die Reziprozität von Theorie und Empirie als Momente einer über-

greifenden sozialwissenschaftlichen Erkenntnispraxis, die unter dem Begriff einer „theoretische[n] Empirie“ (Kalthoff 2008, S. 9) verhandelt wird. Im Anschluss an Udo Kelles Arbeiten zur Methodologie theoriegenerativer Sozialforschung kann dann gezeigt werden, inwiefern sich das Vorgehen einer erschließenden Vorurteilkritik als „empirisch begründete Theoriebildung“ (Kelle 1997) beschreiben lässt. Hierbei erweisen sich die von Kelle hervorgehobenen Konzepte des empirischen Gehalts sowie der hypothetischen Schlussfolgerung als nützliche Anknüpfungspunkte, um beide methodologischen Modelle zu verbinden. Im Anschluss daran kann das hier verwendete methodenintegrative Design methodologisch in den Theoriekontext eines performativen Antiamerikanismusbegriffes eingeordnet werden. Die vermeintlich widersprüchliche Kombination von praxistheoretischem Vorurteilsverständnis und quantitativer Empirie lässt sich hierbei als kritischer Anschluss an die etablierten Methoden der Vorurteilsempirie begründen.

Die abschließende Dokumentation der empirischen Ergebnisse erfolgt gegliedert in zwei Hauptteile. In Kapitel 6 wird zunächst gezeigt, dass sich mit der im Survey (geschichtete Zufallsstichprobe der deutschen Telefonhaushalte, $N = 808$) erhobenen Antiamerikanismusskala zwei Subdimensionen anti-amerikanischer Vorurteile konsistent und trennscharf erfassen lassen: Die *kulturkonservative* Antiamerikanismusdimension beinhaltet Stereotype eines kulturell oberflächlichen, von Egoismus geprägten Amerika, während in der *antiimperialistischen* Dimension den USA die Schuld an weltweiten Konflikten zugeschrieben und das Bedrohungsszenario eines ‚amerikanischen Imperialismus‘ beschworen wird. Auf beiden Dimensionen stimmen 15% respektive 9% der Teilnehmenden überdurchschnittlich stark zu ($x_i > 1$ Standardabweichung über dem Skalenmittel). Unter Berücksichtigung der hohen Korrelation zwischen beiden Dimensionen ($r = ,77$) kann somit von einer konsistenten Reproduktion (potentiell) anti-amerikanischer Sprechweisen durch rund ein Zehntel der deutschen Bevölkerung ausgegangen werden. Überdies lassen sich moderate bis hohe Korrelationen ($,22 \leq r \leq ,55$) mit acht weiteren Vorurteilsmaßen nachweisen, wobei insbesondere Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus herausstechen. Diese korrelativen Befunde bilden die Explananda der anschließenden qualitativen Interviewstudie.

Kapitel 7 gliedert sich in 4 Hauptabschnitte, in denen jeweils ein spezifischer Funktionskontext anti-amerikanischen Sprechens im Fokus steht. So werden in Kapitel 7.2 zwei Beispiele für eine anti-amerikanische Stabilisierung und Konturierung ethno-nationaler Identität gegeben. Die anti-amerikanische Rhetorik von Herrn C zeichnet sich zunächst durch seinen umfassenden Gebrauch des Motivs der ‚Amerikanisierung‘ aus, mit dessen Hilfe er diverse als bedrohlich oder problematisch erachtete Aspekte der Eigengruppe (irrationale Konsumkultur, soziale Ungleichheit, moralischer und kultureller Verfall) als amerikanische Einflüsse externalisiert. Zusätzlich dient aber das Motiv dazu, einen inneren Widerspruch der nationalen Wir-Gruppenkonstruktion zu bearbeiten: den Konflikt zwischen einer ost- und einer

westdeutschen Subgruppe. Herr C, der sich mit der ostdeutschen Hälfte identifiziert, konturiert und ‚reinigt‘ mittels des Motivs der ‚Amerikanisierung‘ nicht nur ‚Gesamtdeutschland‘, sondern er nutzt diesen Topos zugleich, um die Ost-West Unterscheidung innerhalb der antiamerikanisch geeinten Wir-Gruppe aufrechtzuhalten. Seine Wut auf arrogante, ausbeuterische ‚Wessis‘ äußert sich stets als Aggression gegen ‚amerikanisierte Wessis‘, so dass auch die beklagte Spaltung Deutschlands letztendlich amerikanischen Einflüssen zugeschrieben werden kann.

Im Interview mit Herrn F findet sich eine antiamerikanische „Figur des Dritten“ (Holz 2010, S. 296), die der Stabilisierung seiner ethno-nationalistischen Weltansicht dient, indem sie eine latente Bearbeitung der Kontingenz dieses Ordnungsmusters ermöglicht. Mit ‚Amerika‘, dem Staat, der nur aus immigrierten Menschen besteht, kann an einem weit entlegenen und klar abgegrenzten Ort die Möglichkeit thematisiert werden, dass zwischen eingewanderter und ‚autochthoner‘ Bevölkerung kein essentieller Unterschied bestehen könnte, d.h. dass die nationale Identität nicht ethnisch-essentiell gesichert ist.

In Kapitel 7.3 werden antiamerikanische Sprechweisen im Funktionskontext von Erinnerungspolitik und Antisemitismus dargestellt. Im Zentrum dieses Abschnitts steht eine Rhetorik, die sich in großer Nähe zu sekundär antisemitischen Argumentationsmustern befindet. Mittels des Bildes einer ‚amerikanischen Manipulation‘ des europäischen Bildungssystems, durch die angeblich ein falsches, anti-deutsches Bild der zwei Weltkriege vermittelt wird, vollzieht der Interviewteilnehmer Herr B zunächst eine teilweise Täter-Opfer Umkehr. In der Gruppe der deutschen Opfer ‚amerikanischer Willkür‘ können die Täter des Nationalsozialismus mit den nachgeborenen Generationen zu einer geschlossenen nationalen Wir-Gruppe verbunden werden. Bilder eines ‚amerikanischen Genozid‘ an der indigenen Bevölkerung ermöglichen dabei, den Holocaust zu einem Genozid unter vielen zu relativieren, ohne ihn jemals explizit ansprechen zu müssen. Als antiamerikanische Variation einer klassischen antisemitischen Rhetorik kann hingegen die Rede von Frau K gelten. Von ihr werden ‚die USA‘ und ‚die Israelis‘ für weltweite Kriege und Konflikte verantwortlich gemacht, die vermeintlich von diesen aus Profitinteressen angezettelt werden. ‚Die Amerikaner‘ erscheinen dabei als Instrument und Komplizen eines schädlichen Einflusses ‚der Israelis‘, die durch ‚Gier‘ und ‚Streitlust‘ getrieben werden. In diesem Fall ist Antiamerikanismus also tatsächlich Element eines nur notdürftig mit antizionistischer „Camouflage“ (Holz 2001, S. 440 ff.) verdeckten weltanschaulichen Antisemitismus.

Kapitel 7.4 wendet sich dem Zusammenhang von Rassismus, Ethnozentrismus und Antiamerikanismus zu. Im Fokus steht hierbei zunächst das Beispiel Herrn As, in dessen Interview eine vergleichsweise drastische, explizit fremdenfeindliche Rhetorik neben der Empörung über ‚amerikanischen Rassismus‘ steht. Während ein türkischstämmiger Bundeskanzler in Deutschland aufgrund seiner ‚ethnischen Fremdheit‘ undenkbar wäre, erscheinen ihm rassistische Anfeindungen Barack

Obamas in den USA als verwerflich und unverständlich. Es wird argumentiert, dass die Abgrenzung gegen ‚amerikanischen Rassismus‘ hier rhetorisch ein Ausklammern der Rassismusproblematik aus dem Bereich der Wir-Gruppe bewirkt. Dies hat den ideologischen Effekt, dass Herr A sich nicht nur präventiv gegen Rassismuskorrekturen abschirmen kann, sondern ihm selbst der Widerspruch in seiner Rede überhaupt nicht mehr bewusst wird. Anhand drei weiterer Interviewbeispiele kann die These zusätzlich untermauert werden, dass die Motive eines ‚amerikanischen Rassismus‘ bzw. ‚amerikanischer Fremdenfeindlichkeit‘ als rhetorische Stütze rassistischer und ethnozentrischer Identitätskonstruktionen gebraucht werden.

Nachdem anhand des Interviewmaterials die Funktionsweise antiamerikanischer Ungleichheitssemantiken exemplarisch rekonstruiert und auf diesem Wege zugleich Thesen zu deren Zusammenhang mit anderen Vorurteilsformen formuliert wurden, widmet sich Kapitel 7.5 inkonsistenten und fragmentierten Sprachgebräuchen. Ausgehend von der These, dass eine kritische Antiamerikanismusforschung sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie auf die Grenzen der eigenen Begriffe reflektiert, werden anhand zweier Beispiele die Grenzbereiche antiamerikanischer Rede beleuchtet. So zeichnen sich Herr I und Frau H zunächst durch eine starke Ambivalenz und Unsicherheit hinsichtlich ihrer Darstellung ‚der Amerikaner‘ aus: Beide betonen im Verlauf des Interviews immer wieder, dass sie ‚eigentlich‘ kaum etwas über Amerika wissen und auf keinen Fall als amerikafeindlich eingestuft werden wollen. Darüber hinaus kann das Interview mit Frau H als anschauliches Beispiel für die Fragmentierung antiamerikanischer Rede gelten. So gebraucht sie in einer späten Sequenz des Gesprächs eine relativ drastische ethno-nationalistische Rhetorik, in der die vermeintliche Wurzellosigkeit der USA gegen die Homogenität und Ursprünglichkeit des ‚deutschen Volkes‘ ausgespielt wird. Im Rest des Interviews findet sich hingegen keinerlei Anklang an ethnozentrische Identitätskonstruktionen. Frau H ist vielmehr bemüht, sich als ohnmächtige und letztendlich unpolitische ‚Normalbürgerin‘ zu präsentieren. Am Beispiel von Herrn I lässt sich hingegen eine Verschiebung des Funktionskontextes beobachten: Zwar wird das Fremdbild der ‚Amerikaner‘ von ihm gebraucht, um die eigene Wir-Gruppe zu konturieren, homogenisieren und relativ aufzuwerten. Jedoch ist diese Wir-Gruppe weder ethnisch noch national bestimmt, sondern bezieht sich auf die Identifikation mit einem Viertel einer deutschen Großstadt. Da sich Herr I zudem von ethnozentrischen und nationalistischen Identitätskonstruktionen explizit distanziert, bleibt in diesem Fall unklar, inwiefern es sich um eine Rhetorik handelt, die zur Reproduktion diskriminierender Verhältnisse beiträgt.

An den Beispielen von Herrn I und Frau H wird also ersichtlich, dass Antiamerikanismus auch jenseits geschlossener Weltanschauungen und amerikafeindlicher ‚Obsessionen‘ auftritt und dass auch die Ränder eines performativen Antiamerikanismusbegriffs in der empirischen Anwendung unscharf bleiben.

Die Arbeit schließt mit einer Überblicksdarstellung des entwickelten Antiamerikanismuskonzepts und dessen sozialtheoretischer Rahmung. Die rekonstruierten antiamerikanischen Sprechweisen werden nach dem Begriffsmodell der „Familienähnlichkeit“ (Wittgenstein 2006, S. 278) zusammengeführt, anhand dessen sowohl die Flexibilität und Kontextabhängigkeit des Antiamerikanismus im alltäglichen Sprachgebrauch, sowie die theoretisch-begriffliche Konsistenz eines performativen Antiamerikanismusbegriffs erkennbar werden.

